

(5. Fortsetzung.)

Sie schüttelte lachend mit dem Kopf. „Wonach denn, Herr von Langenhorst? Soll ich Ihre, diebederen, zahlen Milchkuhe in Schreden und Aufregung versehen, indem ich sie zum Zielobjekt nehme für meinen Vaso? Ich glaube, da würde Ihr Herr Papa doch ein ernstliches Veto einlegen. Ueberdies, Sie wissen ja, in drei Tagen muß ich das schöne Dahlow verlassen.“

„Dann legen Sie eben noch eine oder zwei Wochen zu, gnädiges Fräulein.“

„Das geht nicht. In 14 Tagen müssen wir in Hamburg an Bord gehen. Alle Dispositionen sind bereits getroffen. Papas Amwesenheit drüben ist dringend notwendig, und zuvor hat er noch allerlei Geschäftliches in Berlin und Hamburg zu erledigen.“

„Schade, schade!“ murmelte der Leutnant und stellte wieder mit einer Gebärde der Resignation die Peitsche an ihren Platz am Schuhschuh zurück.

Wieder verkehrten die beiden jungen Leute eine Weile schweigend und blickten, in sich gefehrt, ihren Gedanken nachhängend, in die Weite. Da tippte die Amerikanerin ihrem Gefährten plötzlich mit dem Finger auf den Arm. Er blickte überascht in ihr Gesicht, in dem ein ihm räthselhafter, unverständlicher Ausdruck vibrierte. Halb war es schelmische Laune, halb schien es etwas Ernstes, Geheimnißvolles zu sein, dem er im Augenblick wenigstens nicht auf die Spur kommen konnte.

„Ich wüßte einen Ausweg, Herr von Langenhorst“, sagte sie leise. „Nun gnädiges Fräulein?“ Er sah ihr voll Spannung in die Augen.

„Sie nehmen einfach Ihren Abschied vom Regiment. Dann sind Sie Ihr freier Herr, dann hindert Sie nichts, zu uns hinüberzukommen und zu bleiben, solange Sie wollen.“

Der junge Mann sah seine Nachbarin aus erstaunten, zweifelnden Augen an. „Den Abschied?“ wiederholte er. „Das ist doch nur Ihr Scherz, gnädiges Fräulein. Wissen Sie, was das für mich bedeuten würde?“

Sie zuckte mit den Achseln. Dann sagte sie eindrucksvoll, mit ihren Blicken die seinen festhaltend: „Wenn Sie dafür das Wiedersehen eintauschen mit mir?“ Aus ihren Augen leuchtete eine heiße Empfindung an. Sein Herz klopfte ihm zum Zerplatzen.

„Das Wiedersehen auf wie lange, Miß Lizzie?“

„So lange Sie wollen.“

„Auf immer?“ Er beugte sich zu ihr hinüber; sein Athem berührte ihre Wangen. „Auf immer, Miß Lizzie?“ wiederholte er, und in seiner Stimme zitterte eine stürmische Bewegung. Da schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals und zog sein Gesicht zu sich hernieder. Und er küßte sie leidenschaftlich wieder und wieder und achte nicht darauf, daß die Leuchte seiner Hand entglitt, bis das Pferd einen wilden Galopp anfiel. Da fuhr er erschrocken in die Höhe und bog sich zu dem Durchgänger hinüber und blickte nach den Rügeln, während sie sich an seinen Rockschößen festhielt. Und als es gelungen war und er sich wieder neben sie gesetzt hatte, faßten sie einander bei den Händen und sahen einander selig in die Augen und versuchten gemeinsam zu ergründen, wie und wann die Liebe in ihnen entsandt war, und zuletzt schloßen sie sich gegenseitig zu, daß sie nie voneinander lassen wollten, und daß sie nun ohne einander nicht mehr würden leben können.

6. Kapitel.

„Well, Mister Baron, das ist nun so: unsere Kinder lieben Sie. Was sollen wir nun thun?“ Die beiden Herren befanden sich in dem Arbeitszimmer des Rittergutsbesizers. Mr. Bladfield hatte in dem vor dem Schreibtisch stehenden Sessel Platz genommen, den er herumdreht hatte. Vor ihm saß Baron Langenhorst mit strahlendem, lächelndem Gesicht auf und ab.

„Ich denke, Mister Bladfield“, erwiderte er, heben bleibend, gemüthlich, „wir werden nun wohl unsere Zustimmung geben müssen.“

Ein factisches Lächeln zeichnete zwei Linien um die Mundwinkel des Amerikaners. „Unsere Zustimmung? Darum handelt es sich nicht“, entgegnete er. „Wenn die beiden sich lieben, werden sie nicht viel nach unserer Zustimmung fragen.“

Der deutsche Edelmann schnitt eine Grimasse, und der Glanz und die behäbige Zufriedenheit verschwanden ihm aus seinen Miemen. Augenscheinlich verursachte ihm die Keufferung des Amerikaners wieder einmal ein nervöses Unbehagen. „Ich wüßte nicht“,

sagte er und tastete mit der Hand nach einem Stuhl hinter sich, und ließ sich schwerfällig darauf nieder, „ich wüßte nicht, was wir gegen eine Heirath zwischen unseren Kindern einzuwenden haben sollten.“

„Ich auch nicht. Es handelt sich nur um die Frage, wie wir die Zukunft der jungen Leute sicherstellen.“

Der Baron griff sich mit inständiger Gebärde hinter seinen Stehstuhl, und seine Augen begannen unsicher zu blinzeln. Sein Unbehagen steigerte sich bis zu einem gelinden Frösteln, und er hätte weit mehr was darum gegeben, hätte er der Auseinandersetzung, die er nun herankommen sah, aus dem Wege gehen können. „Mein Sohn wird einmal das Gut übernehmen“, stammelte er, schau zu dem Amerikaner hinüberblinzeln.

„Und bis dahin?“

„Bleibt er am besten vielleicht beim Regiment.“

„Nein, Mister Baron“, versetzte der Amerikaner, „das möchte ich meiner Lizzie nicht zumuthen. Sowie habe ich ja nun schon von dem Soldatenleben gesehen, um zu wissen, daß sich meine Tochter dabei nicht wohl fühlen könnte. Die engen Verhältnisse, in denen das Leben einer Offiziersfamilie sich bewegt, wären nicht für meine Lizzie, die ein starkes Unabhängigkeitsgefühl besitzt.“

Der Baron nickte gewährend. „Gut!“ sagte er. „Ich glaube, daß sich Hans ohne Sträuben fügen wird.“

„Er weiß ja, daß er später oder früher Dahlow bewirtschaften muß, und da er ihre Tochter von ganzem Herzen liebt, so wird er ihr gewiß gern das Opfer bringen, auf das frische, fröhliche Soldatenleben schon früher zu verzichten als es ursprünglich seine Absicht war.“

„All right! So wären wir wohl in dem Hauptpunkt einig. Und nun zur Geldfrage! Sowie ich in den vierzehn Tagen gesehen habe, steht es um Ihr Dahlow nicht zum besten. Um die Zinsen der Hypotheken bezahlen zu können, die das Gut belasten, und um die Mittel, die Sie für sich und den flotten Herrn Leutnant brauchen, herauszukommen, haben Sie das Gut in einer — inbeed — in einer geradezu schändlichen Weise — ercuft — unterbroch sich der Sprechende, als der andere eine heftig protestirende Bewegung machte, „wir wollen einmal ungut miteinander reden! Das Verstandespiel hat zwischen erstens Männern keinen Sinn. Ich bin bereit, Geld herzugeben, viel Geld, aber bevor ich das thue, will ich klar sehen, und ich will selbstverständlich sicher gehen und auch die Gewißheit haben, daß ich mein gutes money nicht umsonst hergebe, und daß ich damit auch das Glück meines Kindes begründe und sicherstelle. Also wieviel Hypotheken stehen auf Dahlow?“

Der Baron redete seine corpulente, behäbige Gestalt, die in dem breiten Hauteuil behaglich geruht hatte, steif in die Höhe. Sein Gesicht hatte sich dunkelroth gefärbt; sein Athem ging heftig. „Mister Bladfield“, sagte er und gab sich in Haltung und Miene so viel Würde, als ihm irgend zu Gebote stand, „ich sehe nicht die Nothwendigkeit ein, mich über meine finanziellen Verhältnisse einem förmlichen Verhör unterwerfen zu lassen, und was Sie da vorhin über die Bewirtschaftung meines Gutes äußerten, muß ich mindestens als verlebend bezeichnen.“

Aber der Amerikaner ließ sich von dem alten Edelmann gar nicht imponiren. „Verlebend!“ fuhr er unwirsch drein. „Nonsense! Ich constatire nur die Dinge, wie sie sind. Aber wenn es Ihnen nicht gefällt, mit meinen Wein einzufchenken, gut! Ich kann Sie nicht dazu zwingen, und werde Sie wahrhaftig nicht darum bitten, wenn Sie das nicht im Interesse Ihres Sohnes aus freien Stücken thun wollen. Wenn Sie glauben, daß die jungen Leute auch ohne mein Geld ihr Auskommen und ihr Glück finden werden, desto besser.“

Ein gezwungenes Lächeln erhobte für einen kurzen Moment die düstern Züge des Rittergutsbesizers. „Sie vergessen, daß wir uns in Deutschland befinden, Mister Bladfield. Hier herrschen eben andere Sitten und Gebräuche, und hier ist das Ueblische, daß der Vater seiner Tochter eine Mitgift in die Ehe giebt, die dem Stande und Range ihres Gatten entspricht. Das sind so selbstverständliche Dinge, daß man darüber nicht viele Worte macht, und ebenso selbstverständlich ist es, wenigstens in unseren Kreisen, daß man sich gegenseitig über diese Frage mit jener Rücksicht und Delicatsse auseinandersetzt, die man seiner Bildung schuldet.“

Der Edelmann athmete tief auf, und seiner freieren Miemen, die eine deutliche Beunruhigung widerspiegelten,

war anzusehen, daß es ihm eine ordentliche Erleichterung bereite, dem Yankee einmal eine gebührende Abfertigung erteilt zu haben.

Mr. Bladfield lachte. „Und wie hoch, meinen Sie, müßte die Mitgift sein“, fragte er, „die dem Range Ihres Sohnes entspricht?“

Baron von Langenhorst's Züge spiegelten eine höfliche Zurückhaltung. „Es liegt mir fern“, erwiderte er, „Ihnen in dieser Hinsicht Vorschriften machen zu wollen.“

„Hoffentlich schäme ich Ihren Sohn nicht zu gering ein, wenn ich mich bereit erkläre, ihm drei- bis vierhunderttausend Mark zur Verfügung zu stellen.“

Der Rittergutsbesitzer überfah ganz den Sartasmus, der in dem Ton des Amerikaners lag. Sein Antlitz strahlte verbindlichste Zustimmung. „Ganz nach Ihrem Belieben, Mr. Bladfield“, sagte er, sich auf seinem Sessel höflich verneigend. „Wie gesagt, ich und mein Sohn sind weit entfernt, bestimmte Forderungen zu stellen.“

„All right! Also sagen wir dreihunderttausend Mark. Hunderttausend werden, soweit ich die Verhältnisse kenne, nöthig sein, um einige Hypotheken abzulösen, damit der Ertrag des Gutes nicht ganz von den Zinsen verschlungen wird. Weitere fünfzigtausend Mark sind erforderlich zu Reparaturen, zu Neuanschaffungen von Maschinen, kurz, um das Gut in den gehörigen Stand zu setzen. Und schließlich wird Ihnen und Ihrer Tochter ein Kapital herausgezahlt werden müssen, nachdem ich mit von Mister Hertwig die nöthigen Ausstellungen über den Werth des Gutes habe geben lassen.“

Der Baron fuhr in die Höhe als sei er von einem elektrischen Schlag getroffen worden. „Von — von wem, Mister Bladfield?“

„Well, von Ihrem früheren Inspektor, dem ich volles Vertrauen schenke, und der ja besser als irgend ein anderer in dieser Hinsicht Bescheid weiß.“

Baron von Langenhorst machte einen heftigen Gang durchs Zimmer. Sein Gesicht färbte sich wieder im dunkelroth. Er schlochte und würgte und legte ein paar mal an, um zu sprechen, brachte aber, wie es schien, vor Aufregung kein Wort hervor. Endlich ließ er sich auf einen der Sessel nieder, die um den großen in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch standen. Nervös trommelte seine Finger auf die Tischplatte, endlich lehrte er sein Gesicht dem ihm mit großer Gemüthsruhe beobachtenden Amerikaner zu. „Ich kann Sie natürlich nicht davon abhalten“, sagte er in einem Ton, in dem deutlich eine mühsam verhaltene Erregung zitterte, „mit Herrn Hertwig Verkehr zu pflegen und sich mit ihm zu besprechen, ich muß mir aber doch erlauben, Sie zu bemerken, daß ich es — äh, nicht gerade für rüchsigvoll halten kann, wenn Sie nach dem, was vorausgegangen ist, gerade diesen Herrn in dieser Angelegenheit zu Ihrem Vertrauensmann wählen.“

Mr. Bladfield zog laltstüchtig seine Schultern in die Höhe. „Ja, Mister Baron, an wen soll ich mich denn sonst wenden, da Sie ja selbst mir jede nähere Auskunft verweigert haben, und da Sie ja auch in dieser Sache wohl nicht objektiv genug sind? Meine Zeit ist knapp, wie Sie wissen. Ich bin also gar nicht in der Lage, mich nach einem andern Vertrauensmann umzusehen.“

Der Rittergutsbesitzer stieß den Athem heftig aus, biß sich auf die Lippen und trommelte einen Geschwindmarsch auf dem Tisch. Pößlich ließ er die trommelnde Hand sinken und richtete seinen Kopf, der nachdenklich auf der Brust geruht hatte, mit einem Ruck in die Höhe. „Also was wollen Sie wissen, Mister Bladfield?“

Der Amerikaner lächelte ganz leise. „Also zuerst die Hypotheken, Mister Baron, wenn ich bitten darf.“

Der alte Herr gab sich innerlich einen Ruck und stieß schroff, in kurzen, abgerissenen Sätzen hervor: „An erster Stelle achtzigtausend, an zweiter sechzig, an dritter vierzigtausend.“

„Nacht in Summa hundertachtzigtausend Mark“, addirte der Amerikaner in geschäftsmäßiger Ruhe. „Und wie hoch tariren sie Dahlow beiläufig?“

Der Rittergutsbesitzer bedachte sich eine Weile und ließ dann, den Blick abwendend, mit unsicherer Stimme hören: „Auf circa zweihundertfünfzigtausend Mark.“

Mr. Bladfield sah mit einem forschenden Blick zu dem Baron hinüber, dessen Augen unruhig flirten und unschlief im Zimmer, von einem Gegenstande zum andern, umherblickten. „Well, sagen wir zweihunderttausend Mark“, bemerkte er lächelnd. „Good

heavens! Daß sie nicht wirthschaften können, wie es unter den heutigen schwierigen Verhältnissen der deutschen Landwirtschaft nöthig ist, dafür haben sie mir selbst eben die ziffermäßigen Beweise gegeben, und das geht überdies überzeugend aus dem ganzen Zustand ihres Gutes hervor. Ihr Sohn versteht jedenfalls noch weniger von der modernen Landwirtschaft, denn er war bisher Soldat und hatte keine Gelegenheit, sich zum praktischen Landwirth zu bilden. Nun hören sie, Mister Baron, was ich ihnen zu sagen habe!“ Die Miene des Amerikaners nahm einen Ausdruck rüchsigster Energie an. „Dahlow“, fuhr er fort, während der Baron in halber Betäubung, ohnmächtig mit seinen Empfindungen ringend, zurückgelehnt in seinem Hauteuil saß. „Dahlow braucht eine starke Hand und ihr Sohn einen tüchtigen Lehrmeister. Um das Gut einigermaßen in die Höhe zu bringen und ertragsfähig zu machen, gehören mindestens zwei Jahre. Für diese zwei Jahre muß hier ein Mann als Verwalter eingestelt werden, dem es weder an Arbeitskraft und Arbeitslust, noch an den nöthigen Kenntnissen und praktischen Erfahrungen fehlt. In ihrem Sohn ist, wenn ich mich nicht täusche, ein guter Kern. Deshalb sollten Sie sich, das ist meine Meinung, an Mister Hertwig wenden. Eine tüchtigere, vertrauenswürdigere Persönlichkeit können Sie nicht finden. Sie sind zwar in Streit auseinandergesangen, aber das läßt sich stellen, wenn Sie ihm ein gutes Wort geben.“

Der Baron lachte trampfhaft. „Sie scherzen wohl, Mister Bladfield“, sagte er kurz, hochfahrend.

„In geschäftlichen Dingen scherze ich nie, Mister Baron“, entgegnete der Amerikaner laltstüchtig, ohne sich im geringsten aus seiner Ruhe bringen zu lassen. „Sie haben ihn beleidigt, und deshalb ist es an Ihnen, den ersten Schritt zu thun, und Ihr Vortheil ist es obendrein.“

Der alte Edelmann fuhr mit krebserothem Gesicht auf. „Sie sind mein Gast, aber ich muß doch sehr bitten —“

„Lassen Sie mich einmal ausreden, Mister Baron! Ich will es übernehmen, Mister Hertwig den Vorschlag zu unterbreiten, und ich hoffe, ihn zu bestimmen, daß er nach Dahlow zurückkehrt. Später, wenn Mister Hans dann so weit ist und die Bewirtschaftung selbstständig übernehmen kann, wird sich für Mister Hertwig was anderes finden.“

Der alte Edelmann war während der offenerhigen Meinungsäußerung seines Gastes unruhig auf seinem Sitz hin- und hergerutscht. Jetzt endlich drängte der Grimm und die Empörung, die sich während der letzten Hin- und Herreden in ihm angesammelt hatten, an die Oberfläche. „Sie haben sich, wie es in Ihrem Naturell liegt, ohne Rücksicht und ohne Schonung ausgesprochen, Mister Bladfield“, sagte er mit bebender Stimme. „Gestatten Sie, daß auch ich Ihnen offen meine Meinung sage. Bei aller Rücksicht, die ich Ihnen als meinem Gast schulde, möchte ich Sie doch darauf hinweisen, daß es Ihnen nicht zukommt, mir Anweisungen zu geben in Bezug auf die Wahl eines Gatten für meine Tochter Gerda. Auch Ihre Zumuthung, meinen früheren Inspektor, den ich seines unqualifizirbaren Benehmens wegen habe davon abzuweisen müssen, gewissermaßen um Entschuldigung zu bitten, ihn nach Dahlow zurückzurufen und hier mit unumschränkter Vollmacht als Administrator einzusetzen, quasi als Bevollmächtigter für seine unziemliche Dreistigkeit. Diese ihre, sozusagen naive Zumuthung, die ich nur mit Ihrer gänzlichem Unkenntnis hiesiger Verhältnisse und hiesiger Anschauungen entschuldigen kann, muß ich auf das allerentschiedenste zurückweisen. Sie erlauben wohl, daß ich selbst bestimme, wen ich als Bewerber um die Hand meiner Tochter zuzulassen habe, und daß ich die Bewirtschaftung meines Gutes vorläufig noch selbst leite, wenn Sie mir auch die Befähigung dazu absprechen. Davon aber, daß Ihr Schützling, Herr Hertwig, noch einmal seinen Fuß mit meiner Bewilligung hierhersezt, davon kann nie und nimmer die Rede sein.“ Der Edelmann machte eine höfliche Verbeugung vor seinem Gast und richtete sich dann in seiner ganzen statlichen Größe auf.

Der Amerikaner erhob sich, nicht ruhig und verseht mit der lählichen Gelassenheit, die eine seiner charakteristischen Eigenschaften zu sein schien. „Schön, Mister Baron! Und nun hören Sie auch meinen letzten Willen in dieser Angelegenheit: nichts, nicht einen verdammten Cent stehe ich hier hinein, denn Sie würden ja doch in fünf oder in zehn Jahren in derselben Lage sein wie heute. Es fällt

mir aber nicht ein, mein gutes Geld herzugeben, wenn ich nicht die Gewähr habe, daß Rugen damit gestiftet, und daß das Glück und die Zukunft meiner Tochter sichergestellt wird.“ So! Und nun bleibt nur noch übrig, Ihnen zu danken, Mister Baron, für die Gastfreundschaft, die Sie mir und meiner Tochter gewährt haben, und Sie zu bitten, mich und Lizzie heute Nachmittag nach der Eisenbahnstation zu schicken, den viel enjoyment werden wir doch nicht mehr aneinander haben, und da ist es schon besser, wir gehen heute.“

Wieder verneigte sich der Baron förmlich. „Wie Sie wünschen, Mister Bladfield. Meine Gespanne stehen selbstverständlich ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Dante! Good bye, Mister Baron!“ Als der Amerikaner hinaus war, stand der Baron eine ganze Weile mit nachdenklich gesenktem Gesicht mitten im Zimmer. Plötzlich erhob er mit energischem Ruck sein Haupt, und aus seinen Augen strahlte die Gewißheit, recht seiner innersten Natur gemäß gehandelt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Buddha zu Kamamura.

Am Bahnhalt in Zokohama, den Japanerinnen bedienen, lösen wir die Fahrkarten nach Kamamura, betreten durch die Bahnsteigpforte die überdachte Halle, in der der Zug saugend und pfeifend zur Abfahrt bereit steht, und nehmen in einem Wagen erster Klasse Platz. Bald schwenkt der Bahnhofsvorsteher die rothe Fahne, das Zeichen zur Abfahrt.

Die japanischenEisenbahnwagen der ersten Klasse sind nach amerikanischem Muster eingerichtet, der ganze Wagen ein gemeinsamesAtrium, in dem die gepolsterten Sitze längs unter den Fenstern entlang laufen. Statt der heruntergelassenen Glasfenster sind in der warmen Jahreszeit graueFliegenschellen eingehängt, die den Staub abhalten, und doch die Luft angenehm kühlend durchlassen. Die erste Klasse wird von Europäern und vornehmten Japanern benutzt, die zweite Klasse, in der die mit rothemWollenstoff bezogenen Bänke quer stehen, nur von Japanern. Sie ziehen ihre Strohsandalen aus und hocken sich in ihrer geliebten Stellung mit hochgezogenen Füßen auf die Sitze, Aeclännchen und Reistalsten mit sich führend. Die dritte Klasse ist nach deutscher Art mit Holzbanketten eingerichtet. Sie ist für die große Menge des Volkes, doch, obgleich sie meist überfüllt ist, läßt die Sauberkeit nichts zu wünschen übrig.

Mit müßiger Eile fahren wir durch das an lieblichen Bildern so reiche Japan unserm Ziele entgegen.

Es ist Frühling! Das ganze Land ein Blumenparadies! Azalien, Kamelien, Hortensien, Ghizimien — alles steht in farbenprächtiger Blüte. Wogende Reiskfelder, wechselnd mit Hügelgland — Bauernhäuschen unter Walmen versteckt, auf strohgedeckten Dächern blau- und gelbblühende Feisblüten — Myrtienlauben, reizend anzusehen mit ihren über meterlang herunterhängenden lila Blüthenstrahlen, Finster genannt — die alte Heerstraße, Totaido, von Kyoto nach Tokio führend, von vielhundertjährigen Arpptomerenbäumen beiderseits begrenzt und beschattet — blühende Kirsch- und Pfauensbaumchen, rosa wehenden Schleieren gleich — alles fliegt taleidostopartig an uns vorüber, überspannt vom blauen, leuchtenden Himmel. Wir genießen die wechselnden Szenen der fremden schönen Welt mit staunenden Augen.

Nach einstuündiger Fahrt sind wir in Kamamura angekommen. Dort führen etliche Ritschatusis auf uns ein, ihre Wagen anbietend. Nachdem sich das Geschrei etwas gelegt, einigen wir uns mit ihnen, denn der verlangte Preis ist viel zu hoch. Dann wird ausgekostelt, wer uns fahren soll. Sie kneten ihre Stierkücher, machen verschiedenen Holuspokus damit, und sich dem Schicksalspruch ohne Murren beugend, steht uns der Verlierende mit seinem Konkurrenten dabonlaufen.

Sie liegen in die breite, von uralten Fichten eingefäumte Landstraße ein, die geraden Weges zum Hochamtempel führt, der um 1100 dem Kriegsgott errichtet wurde. Seitlich der Allee laden offene Teehäuser zur Erfrischung ein, die Jugend löffelt Zitronensaft und sieht uns neugierig an.

Drei steinerne Thore und eine alte verwitterte Brücke führen zu der breiten, hohen Steintreppe, auf der wir hinaufsteigen zum Tempel, dessen Hintergrund prächtige alte Arpptomerenhäuser bilden.

Zu beiden Seiten der Eingangspforte bilden uns aus tiefen Rücken die wilden Gestalten der Tempelwächter: Boshima und Karajama, mit verzerrten Gesichtern an. Sie sind durch Drahtgitter geschützt, an dem kleine weiße Rügeln leben. Der Japaner hat die „angenehme“ Sitte, auf

Papierstreifen geschriebene Gebete zu taufen und gegen die Gitter zu spucken. Er hofft dann auf Erhörung.

Im Vorhof empfangen uns Hunderte von zahmen Tauben, sie lassen sich herabfallen aus der Luft, in der Erwartung, gefüttert zu werden. Auf den Steinstufen des kleinen Haupttempels, in der Mitte des Hofes, knien belende Frauen; sie verbeugen sich tief, mit der Stirn den Boden berührend. Eine offene Wandelhalle, die ein Alterthumsmuseum enthält, umschließt den Hof von allen Seiten. Uralte Ritterrüstungen, Schwert, Dolche, Lampen, Schilde, Säbten und anderes mehr füllen die langen Räume. Wenn alles reden könnte von den blutigen Kriegen und Fehden der alten Shogune und Daimons!

Nicht allzu lange hält man es zwischen vermoderten Dingen vergangener Zeiten aus, wenn es draußgen Frühling ist. So besteigen wir wieder die Ritschas, und fahren durch dieselbe schattige Allee zum Dorf. Freunbliche, saubere Häuser, offene Läden begrenzen die engen Straßen. Hohe Bretterzäune, von blühenden Blumen überant, schließen die Häuser der Vornehmen, die hier im Seebad Kamamura die warmen Monate verleben, von der Außenwelt ab.

Durch einen schmalen Weg kommen, erblicken wir am Ende den Buddha von Kamamura, dem unser Besuch heute ganz besonders gilt. Ein langer gepflasterter Weg führt zu ihm, nach ein paar Stufen, und bewundernd betrachten wir dies einzigartige Götterbild aus grauer Vorzeit. Von riesenhafter Größe mit himmlischer Ruhe in den ehernen Zügen, macht der Daubus zu einem erhabenen, unvergleichlichen Eindrud.

Vergoldete Lotusblumen und große Tempellaternen stehen zu Füßen des Buddha, der auf die Gläubigen herabsieht, die mit tiefer Vereineigung und abgezogenem Hut kommen, ihren Gott zu grüßen. Blühende Kirschbäume umgeben ihn in weitem Umkreis. Die Zeit seines Entstehens fällt in das zwölftste Jahrhundert, wo dies herrliche Derimal japanischer Kunst aus Bronze gegossen wurde. Eine kleine Wengeltreppe führt in das Innere, das durch ein Fenster im Rücken des Gottes erblickt wird. Ein Postkartenverkaufsstand zeigt, daß die moderne Kultur sogar bis an diese Stätte gedrungen ist.

Der ganze umliegende Grund ist als Garten angelegt, mit künstlichen Bächen, riesigen Steinen darin, und Zwergbäumchen aller Art, bis er schließlich in die Landschaft übergeht. Wir wollen nicht scheiden von Kamamura, ohne das „ewige Meer“ gesehen zu haben. Ein kurzer Spaziergang bringt uns durch eine schon dümmertige Kieferwäldchen, in das die blasse, silberne Sichel des Mondes hineinschaut, auf die weichen Sanddünen.

Das Meer! Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne bestreuen es mit goldigem Licht, gleichend und plätschernd brechen sich die Wellen am Strande.

Das Abendessen nehmen wir im Raibiu-iu-Hotel auf der Düne, das ein deutscher Wirth leitet. Zu Fuß wandern wir durch das nun schlafende Dörchen dem Bahnhof zu. Hin und wieder best noch ein Hund, nur aus wenigen Häusern schimmernd Licht, wie Silhouetten bewegen sich die Gestalten hinter den Papierthüren.

Nach einem halben Stündchen erreichen wir den Bahnhof und unserer Zug. Er führt uns hinaus in die schweigende Nacht, zurück nach Zokohama.

Ein Paar im Osten hat sich in einer Menagerie trauen lassen; hoffentlich leben sie nicht wie Hund und Katze.

Von jedem Unglück ziehe man die eigene Schuld ab, dann kann man das, was übrig bleibt, mit Geduld tragen.

So wenig wie man den Verdruß im Beruf heim ins Haus bringen soll, ebenso wenig darf man des Hauses Sorgen in den Beruf mitbringen.

Recht unfreundlich von Deutschland, daß es sich um die treitische Frage gar nicht kümmern will. Wo sollen da die anderen Mächte einen Sündenbock hernehmen?

Eine größere Lebensweisheit entwickelt keiner als der, der es jezt versteht, kalt zu bleiben.

Künftighin soll entsprechend den Müttertagen alljährlich am 19. Juni der Vätertag gefeiert werden. Recht so! Demnächst kommen dann Onkel- und Tantentage, und Vetter- und Cousinentage an die Reihe. Letzgenannte dürften sich voraussichtlich ganz besonders lebhaften Besuchs erfreuen.

Ethel Roosevelt's Hund befindet sich auf dem Wege der Genesung. Welch welterschütternde Meldungen der Telegraph heutzutage zu machen weiß!